

Ein leeres Herz

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was dem zweitausendjährigen Schiffsrumpf noch enthoben werden wird, wir wissen es nicht, vielleicht sind noch die freudigsten Überraschungen ferneren Nachforschungen vorbehalten. Aber schon die bisherige Ausbeute bildet eine unerwartete Bereicherung des griechischen Kunstschatzes, und vor allem die prachtvolle Bronzesammlung ist heute eine Zierde des Bardomuseums, wie sie außer Neapel kaum ein anderes Museum außerhalb Griechenlands aufweisen kann.

Hans Bloesch

Vorwinter

Im Frühling ist gut lustig sein,
Wenn grün erstanden Tal und Höhn!
Die Hoffnung guckt durchs Fensterlein
Und tut vertraut und schmeichelt schön.

Doch wenn der Nebel, grau und schwer,
Ein Alp auf allem Leben liegt,
Scheint oft der Zukunft Garten leer,
Des Glaubens Wunderquell versiegt.

Nur wen das Leben reif gemacht,
Wer seine herben Früchte brach,
Der ist nicht gram der Winternacht,
Weil ihm der Lenz zu viel versprach.

Alfred Huggenberger

Ein leeres Herz

Novelle von Rudolf Tribold

1.



Als Gottlieb Huggler sieben Jahre alt war, verlor er seine Mutter. Die Schwester des Vaters, Witwe Rosine Marbach, kam ins Haus, führte die Wirtschaft und vertrat Mutterstelle an Gottlieb.

Der Knabe wurde streng erzogen, was man streng heißen konnte. Er durfte nie seinen Willen haben — hatte ihn auch nicht. Er galt als Muster eines folgsamen Buben.

In der Rekrutenschule zog sich der junge Huggler einen Leibschaten zu; er mußte den Militärdienst aufgeben, den er, als guter Schweizerbürger, sehr

gern gemacht hätte. Im gleichen Jahre wurde sein Vater vom Schlage gerührt und starb bald an den Folgen.

Im kleinen Hause, das sich der alte Huggler vor 15 Jahren baute, wohnten nun Nefte und Tante allein. Gottlieb kam in Besitz eines kleinen Vermögens, was aber an seiner Lebensweise nichts änderte. Der Verstorbene, dem der Schlag die Sprache geraubt, hatte dem Sohne auf dem Krankenlager ge- deutet, er wüßte, daß er mit der Tante nach seinem Tode zusammen bleibe. Dem jungen Manne galt auch dieser letzte Wille des Vaters als heilig. Drum änderte sich nichts im Haushalte. Die Tante versah alle Geschäfte in der kleinen Wirtschaft allein. Am Sonntag ging sie mit Gottlieb auf den Friedhof zum Grabe des Bruders, und im Sommer oft auch nach dem Abendessen an Werktagen.

Der alte Huggler war in dem großen Baugeschäft Buchmüller & Schaffrot Werkführer gewesen. Mehr gefürchtet als beliebt, galt er seiner Zeit viel beim Brotherrn. Er hatte einen eisernen Willen besessen, dem sich seine Untergebenen fügen mußten, wie daheim sein Sohn. Die Schwester hatte zwar auch ihren Willen und war darin ganz eine Hugglerin, doch wußte sie, zu des Bruders Lebzeiten, mit diplomatischer Schlaueit eine Nachgiebigkeit zu heucheln, die es ihr ermöglicht hatte im Haushalt selbstherrlich zu regieren, ohne den Bruder dies gewahr werden zu lassen, da er auch hier nur nach seinem Kopfe gewirtschaftet sehen wollte.

So war alles im Frieden, nach strenger Ordnung, ohne jede Gegenrede immer gegangen. Huggler hatte keinen Verkehr gepflogen, nur einem, seinem eigenen Willen gelebt, der darauf hinaus gegangen: mit umsichtiger Sparsamkeit, äußerster Einfachheit es zu einem möglichst großen Besitz zu bringen.

Gottlieb, der den Vater fürchtete, aber nicht lieben gelernt hatte, trug seinen Verlust nicht schwer. Er bewahrte dem Toten ein scheues und mit der Dankbarkeit um die Hinterlassenschaft vermishtes Andenken. Die Schwester gestand es sich selbst offen, der Tod des Bruders sei ihr nicht unwillkommen gewesen, denn erst jetzt lebte sie auf im Hause, das sie nicht anders als ihr Eigentum anschaute. Trotz ihres Witwentums zeigte ihr Wesen nichts Frauenhaftes, sie benahm sich altjüngferlich, hatte nie eine sentimentale Herzensregung verspürt und besaß auch für den Nefen keinerlei Liebe. Weil sie sich jedoch auf Gottliebs Gunst angewiesen sah, tat sie alles, um dem jungen Manne eine, nach ihrer An-

sicht, angenehme Häuslichkeit zu bieten. Das erreichte sie leicht, da der junge Huggler nie gewohnt, Ansprüche zu machen. Die Tante regelte Essen, Wohnung, Kleidung, Wäsche wie ein nie versagendes Uhrwerk, und dessen bedurfte Gottlieb, da er ganz im Berufe aufging.

Er hatte nicht die kurzen, scharfen Worte, die kalten, bestimmten Blicke, mit denen der Vater einst so streng als Bauführer zu regieren vermochte bei den Maurern und Handlangern, aber er war dafür ein pedantisch treuer, pflichteifriger, fleißiger Angestellter bei der Firma Buchmüller & Schaffrot. Konnte er auch nicht mit seinen stillen, aber darum nicht weniger wertvollen Eigenschaften draußen auf dem Bauplatz wirken, so tat er es um so nachdrücklicher drinnen in der Zeichenstube, dem Büro und im Materiallager. Er galt darum nicht weniger als sein Vater bei seinen Brotherren. Und wie in den Jahren seine Erfahrungen, Kenntnisse und Tüchtigkeit wuchsen, mehrte sich sein Lohn. Jeden Monat legte er ein Bestimmtes auf die Seite, um so zu mehren, was der Vater vordem schon sorgsam zusammengebracht.

2.

Frau Rosine hatte eine Schwägerin. Diese war Witwe, wie sie, besaß aber keinerlei Vermögen, dafür jedoch ein herziges Mädchen von zehn Jahren. Die Kleine hieß Sophie, und ihr Geschlechtsname lautete Marbach, wie der ihrer Tante Rosine. Sophiens Mutter hatte „Wochenplätze“ in den Herrschaftshäusern, um sich mit dem Kinde ehrlich durchzubringen. Daheim mußte die Zehnjährige alle Hausgeschäfte selbst besorgen, wenn die Mutter auf der Arbeit war. Sophie lebte glücklich mit ihrem Mütterchen. Mangel litt sie nie und an Spielzeug fehlte es ihr auch nicht, denn die Mutter brachte ihr das heim, was in den Häusern der Reichen achtlos weggeworfen wurde. So befanden sich manche Puppen in ihrem Besitz, die zwar mehrfach an Kopf und Leib geflickt waren, denen aber Sophie darum nicht weniger Liebe schenkte und sie mit den herrlichsten Namen taufte wie: Flora, Hanna, Brigitta, Selina.

Den Onkel Huggler hatte Sophie gefürchtet, wie alle Kinder, die ihn einst kannten. Vor der Tante Rosine empfand die Kleine Respekt, da jene so flink und schön stricken konnte, was Sophie nicht gelingen wollte. Und der Name: Rosine gefiel ihr ausnehmend, denn sie dachte dabei immer an die Rosinenbeeren, die sie so gerne aß. Darum auch taufte sie eine Lieblingspuppe Rosina.

Zu den „reichen Verwandten“ war Sophie mit Mütterchen zu Lebzeiten des Onkels nur selten gekommen. Erst beim Begräbnis Hugglers mußte Sophies Mutter der Schwägerin viel Botengänge machen, und so kam auch ihr Mädchen ins Haus „der reichen Tante“. Tante Rosine bemerkte sofort, wie ansichtig die kleine Sophie war. Darum hieß sie die arme Nichte wiederkommen und benützte sie nach und nach wie ein Dienstmägdelein. Man gab ihr natürlich keinen Lohn, aber etwa zu Ostern ein Zuckerei und auf Weihnachten ein Käppchen oder sonst „etwas Nützliches“, das nicht viel kosten durfte. Die Tante war nicht etwa sehr liebenswürdig, oder auch nur immer freundlich gegen ihre Nichte. Aber sie nannte sie doch „Söffeli“, was die Roseform für „Sophie“ bedeutete. So hörte man denn seit Hugglers Tod im kleinen Häuschen, wo Frau Rosine selbstherrlich waltete, fast täglich:

„Söffeli, hole mir schnell Wasser. Söffeli, gehe schnell zum Metzger die Bratwürste holen. Söffeli, lauf in die Stadt zum Krämer. Söffeli, pressier, du solltest mir noch die Küchenfenster putzen und dann die Schuhe wischen.“

Und das kleine, flinke Dienstmägdelein holte, lief, brachte, putzte, wusch,kehrte, wusch und hantierte um der hohen Ehre willen, von der Tante „Söffeli“ genannt zu werden.

Wenn etwa keine Arbeit zu verrichten war in Haus und Garten, dann durfte Söffeli neben der Tante hinter dem Hause sitzen und stricken. Oder Frau Rosine erlaubte ihr Erdbeeren im Garten zu sammeln — natürlich nicht für sich — oder Johannisträubchen brechen, oder Stachelbeeren, oder sonst im Gemüse- und Blumengarten, der das Häuschen umgab, sich nützlich umtun. Und Söffeli liebte den Garten über alles, weil sie daheim nur ein dunkles Stübchen hatten und eine finstere, kleine Küche. Darum ging sie so gerne zur Tante nach der Schule, oder in den Ferien.

Und nicht nur des Gartens wegen ging sie gerne zu den Verwandten, sondern auch wegen Better Gottlieb. Sie sah ihn zwar nur selten, weil er tagsüber im Geschäft sich aufhielt. Aber wenn er sie etwa am Sonntag mit in die Kirche nahm, dann kam es ihr vor, sie sei ein „Bürgerkind“, das einen schönen Papa hatte, der sie an der Hand führte. Er sprach ja wenig, Better Gottlieb, aber sie plauderte und erzählte darum um so mehr. Sie spürte es mit kindlichem Instinkte, der Better war ihr gewogen. Wenn er ihr etwa die Haare streichelte oder die Wange, war sie ganz glücklich darüber, denn das tat die Tante nie. Die

zuckte eher mit der Hand, fast, als wollte sie ihr eins langen, wenn sie oft übermütig wurde, zu hoch hüpfte, zu laut sang.

So waren die Jahre vergangen, und Söffeli reifte vom Kind zur Jungfrau. Sie verließ die Schule und erzählte dem Better eines Sonntags, als er mit ihr zur Kirche ging:

„Am Freitag gehe ich zur Jungfer Hablühel in die Lehre.“

Gottlieb sagte nur: „Was du nicht sagst — so, so!“

„Ich freue mich. Babetli, meine Freundin, tritt auch in die Lehre, aber als Ladentochter. Ich will lieber Weisnäherin werden, die machen so schöne Arbeiten — ich nähe so gern.“

Der Better begleitete sie nach der Kirche noch ein Stück Wegs. Er sagte beim Abschied:

„Wirßt aber hoffentlich doch noch zu uns kommen, wenn du in der Lehre bist?“

„Allweg komme ich, noch so gern.“

Zwei Jahre später ging der Better zum letztenmal an der Seite Sophies zur Kirche in die Stadt. Die Glocken vom Münster hallten mit ihren weichen, vollen Erstimmen in den frühlingstinden Sonntagmorgen. Schweigsamer als je zuvor gingen die Beiden von der hochgelegenen Vorstadt hinunter zur Altstadt. Erst kurz vor der Kirche sagte Sophie:

„Ich hab nun Bericht bekommen aus dem Welschland, am zwölften reise ich ab.“

Gottlieb wußte es ja, und doch entfuhr es ihm:

„Am zwölften schon?“

„Ja —“ nickte Sophie, und sie betraten das Münster.

Auf dem Heimweg bekannte Sophie:

„Werd ich Heimweh haben! Ich bin so ein dummes Ding, darf gar nicht dran denken, von Mutterli weggehen zu müssen. Und sie weint auch immer.“

Der Better wollte trösten:

„Es ist ja nicht für ewig. In einem Jahr kannst du französisch, dann wirßt wohl wieder kommen. Hier findest Arbeit genug. Aber vielleicht g'fällt's dir so gut, daß du nimmer zurückkommen magst.“

„Nein, nein! Schon wegen dem Mutterli käme ich wieder. Aber es muß

sein, ich will in die Fremde, will noch viel lernen und dann soll Mutterli es gut haben, nicht mehr zu arbeiten brauchen, die Liebe.“

Er ging mit ihr bis heim und gab Sophie im Hausgang eine Hundertfrankenote mit den Worten:

„Da hast etwas von mir, wirst es verwenden können. Tante Rosine braucht davon nichts zu wissen.“

Vor Staunen und Verwirrung vergaß Sophie Dank zu sagen. Gottlieb verließ sie rasch, ehe sie zur Besinnung kam.

3.

Tante Rosine überreichte ihrem Neffen einen Brief von Sophie mit den Worten:

„Es scheint mir, Söffeli hat keinen Sinn zum Sparen, sonst schriebe sie nicht so viel. Das kostet immer Geld, das Briefpapier, die Ansichtskarten, das Porto. Nun hat sie in 6 Wochen 4 Karten und drei Briefe geschrieben.“

Gottlieb tat es seiner Base zu wissen, sie möchte etwaige Briefe und Karten in sein Büro senden. So geschah es denn auch. Die Tante freute sich, als keine Nachrichten mehr aus dem Welschland kamen. Den Verkehr mit der Schwägerin hatte sie von jeher aufs äußerste beschränkt. Sophies Mutter wußte wohl, daß sie ihrer Armut wegen von Rosine mißachtet wurde. Darum ging sie immer seltener zu diesen Verwandten, als ihre Tochter in die Fremde gezogen.

Zwei Jahre vergingen. Sophie verdiente in der französischen Schweiz einen so geringen Lohn, daß sie in dieser Zeit die Mutter nicht besuchen konnte. Drum bekam auch Gottlieb die Base nicht mehr zu sehen.

Der junge Suggler widmete sich noch eifriger wie zuvor seinem Berufe. Freunde hatte er nie gehabt. Sein einziger Verkehr, der mit den Verwandten, hatte durch Söffelis Wegreise aufgehört. Ging er spazieren, begleitete ihn die Tante. Ferien machte er nie, Festtage verbrachte er nur in Tante Rosines Gesellschaft. Seine einzige Freude war: Geld zu sparen. Er brachte auch ein hübsches Sümmchen auf der Bank zusammen. Er wurde noch schweigsamer, überrechnete gerne in der Stille sein Vermögen, sann nach, welche Wertpapiere er günstig ankaufen könne, oder war mit den Gedanken beim Geschäft, mit dem er ganz verwachsen schien. In den ersten Monaten nach Söffis Abreise dachte er viel an die Base. Er sprach auch dann und wann mit der Tante von Sophie.

Als er aber bemerkt hatte, daß diese der Cousine nicht mehr sonderlich gewogen, unterließ er es, von ihr zu reden. Söffeli schickte immer seltener Nachrichten an Gottliebs Adresse ins Büro. So waren die zwei Jahre vergangen und die Erinnerung an das Mädchen trat beim Vetter immer mehr und mehr zurück.

Nun kam an einem Sonntagmorgen plötzlich die Nichte, um der Tante und Gottlieb einen Besuch zu machen.

„Ich wollte Euch überraschen“, lachte sie, „und darum schrieb ich nicht. Daß ich Euch hier treffen würde, das wußte ich ja.“

Frau Rosine machte große Augen, sie erkannte die Erwachsene kaum wieder, so sehr hatte die sich verändert, und zwar günstig.

„Du siehst ja aus wie ein Fräulein. Du mußt aber ein Geld verdienen, wenn du dir solche Kleider anschaffen kannst.“

„Wenn Ihr nur wüßtet, Tante! Den Rock machte ich mir selbst und die Bluse erstand ich billig an einem Ausverkauf in Genf.“

Sie mußte erzählen, dann aber hatte die Tante Arbeit mit dem Mittagessen.

„Gehen wir ein wenig zusammen spazieren, Gottlieb? Am Dienstag reise ich nach England.“

„Was? Nach England!“ rief die Tante.

„Ja, wirklich. Ich bin mit einer englischen Dame von Genf hierher gekommen, sie hat mich als femme de chambre engagiert. Ich will die Welt sehen und kann so auch ein schönes Geld verdienen. Wir haben es nötig, die Mutter wird älter und sie soll es nun auch besser bekommen.“

Gottlieb hatte Hut und Stock genommen. Sophie stellte sich vor ihn hin, schaute ihn von oben bis unten an, lachte dann und sprach:

„Du hast noch immer den alten Strohhut, und noch die gleichen Sonntagskleider. Ei, wie du sparsam bist.“

„Man muß wohl, wenn man für die alten Tage sorgen will.“

Die Tante sagte es mit einem strafenden Blick. Sophie ließ sich nicht beirren:

„Ei, Tante Rosine, die Krämer wollen auch gelebt haben. Wo sollte Gottlieb sein Geld verdienen, wenn die Leute sich nicht neue Häuser bauen ließen und in den alten Hütten sitzen blieben, um sich die Ausgaben zu ersparen?“

Gottlieb ging, das Zwiegespräch der Base mit der Tante schien ihm nicht angebracht. Aber draußen im sonnigen Maimorgen, da klopfte ihm doch das Herz schneller, als er Sophie durch den Garten hüpfen sah.

„Du wirst denken, ich sei frech geworden, gell, Gottlieb?“

„Bewahr, aber die Tante . . .“

„Ja, die Tante mußte das hören, sie soll sich denken, was sie will, recht habe ich doch. Und ich will es dir sagen, es hat mir weh getan, zu hören von meinem Mutterli, daß Tante Rosine sie gering achtet.“

„Du weißt, wie sie ist, sie geht zu niemandem und bleibt gern allein.“

„Ei, ei! Wenn Tante Rosine von der Mutter etwas profitieren könnte, dann wäre es ihr vielleicht anständig, sie bei sich zu sehen. So machte sie es einst mit mir. Ich bin nun alt genug geworden und habe mich bei den fremden Leuten umgeschaut, ich weiß nun selbst, was etwa der Brauch ist. Kannst es mir glauben, der Tante wegen bin ich nicht zu Euch gekommen, sondern nur wegen dir. Du hast es immer gut gemeint mit mir.“

„Wie du sprichst, Sophie. Ich glaube, niemand meint es besser mit dir als Tante Rosine . . .“

„Gewiß, wir wollen nun von anderem reden, meine Meinung kennst jetzt. Schreiben wollte ich das nicht, gesagt hab' ich's nun. Ich mußte es sagen. Aber nun gehen wir zum Hirschenpark, dorthin gehe ich so gerne, und mit dir besonders. Am Nachmittag bleibe ich mit der Mutter zusammen. Wir können uns nicht mehr sehen vor meiner Abreise, drum bin ich jetzt gern mit dir ein Stündchen zusammen. Wer weiß, wann wir wieder zusammentreffen, so bald kehre ich von England nicht zurück.“

So gingen sie plaudernd miteinander spazieren. Sophie wußte viel Neues, Ernstes und Heiteres, daß Gottlieb die Zeit nur so entschwand.

(Schluß folgt.)

